

20. Kapitel

Einen Moment zögere ich. Sind ein paar schlechte Witze wirklich alles, was Said bei seiner Rückkehr erwarten wird? Dann schnappen Sozan und ich uns die Rucksäcke und rennen los, so schnell wir das in unseren Abayas können. Wir hetzen durch den Wald, als wäre der Leibhaftige hinter uns her. Weder Dornen noch Äste, Gestrüpp oder Baumstämme, die über dem Weg liegen, halten uns auf.

„Ich kann nicht mehr“, keucht Sozan schließlich.

Erschöpft bleiben wir stehen und stützen uns auf unseren Oberschenkeln ab.

„Wir sind weit genug entfernt“, japse ich und hoffe, dass das stimmt.

„Glaubst du, dass wir diesem Omar vertrauen können?“, fragt Sozan.

Ich zucke mit den Schultern, denn ich habe keine Ahnung. Aber ich weiß, dass er unsere einzige Hoffnung ist.

Wir laufen weiter. Bald sind die ersten Häuser zu sehen. Das muss das Dorf sein, von dem Said gesprochen hat. Soldaten marschieren auf und ab, halten Wache. Wir legen uns auf den Boden und beobachten. Erst als es dunkel wird, robben wir langsam vorwärts bis zum Waldrand.

„Wie sollen wir denn unbemerkt ins Dorf kommen?“, flüstert Sozan.

Frauen ist es nicht erlaubt, ohne männliche Begleitung das Haus zu verlassen. Man würde uns sofort verhaften.

„Pst“, mache ich, obwohl die Männer viel zu weit weg sind, um uns zu hören. Ich muss nachdenken.

Plötzlich knackt ein Ast hinter uns. Erschrocken drehen wir uns um. Ein Mann hält Sozan den Mund zu, bevor sie schreien kann. Sie wehrt sich, tritt und schlägt mit den Armen wild um sich. Auch ich trommle mit den Fäusten auf den Fremden ein.

„Ich bin Omar“, bringt er hastig hervor. „Said hat mich geschickt.“

Ich atme erleichtert auf. Auch Sozan beruhigt sich.

Omar führt uns zu einer kleinen Hütte im Wald. Dort können wir uns mit frischem Obst und Fladenbrot stärken. Wie gut das tut! Fast schon habe ich vergessen, wie eine Orange schmeckt.

„In zwei Stunden werden die Wachmänner abgelöst“, erklärt uns Omar. „Ein Freund von mir hat Dienst. Er wird uns keine Probleme machen.“

Ich greife zu einem weiteren Orangenstück, stecke es in den Mund und genieße den Saft. Dann holt mich die Realität ein: Wie es wohl Papa und meinen Brüdern geht? Ob sie auch zu essen haben? Und Mama, Lili und meine Großeltern? Ich weiß nicht einmal, ob sie noch am Leben sind.

Auf einmal habe ich einen seltsamen Geschmack im Mund. Ich habe keine Ahnung, was es ist. Mein Bauch tut weh. Irgendetwas schnürt mir die Kehle zu.

„Ist alles in Ordnung?“, fragt Omar, als ich das angebissene Orangenstück zurück auf den Teller lege.

„Ja“, antworte ich wenig überzeugend.

„Keine Angst“, versucht Omar mir Mut zu machen. „Du kannst meinem Freund vertrauen. Er wird uns helfen.“

Ich schenke ihm ein vorsichtiges Lächeln. Vertrauen ist ein großes Wort für mich geworden.

Dann müssen wir los. Omars Auto parkt hinter einem kleinen Hügel und ist vom Dorf aus nicht zu sehen. Er öffnet den Kofferraum. Meine Cousine wirft mir einen unsicheren Blick zu. Ich steige hinein, Sozan folgt meinem Beispiel. Es ist eng und unbequem.

„Es dauert nicht lange“, beruhigt uns Omar.

Das Auto fährt langsam. Schon nach kurzer Zeit stoppt es. Wir müssen am Checkpoint sein. Ich wage es nicht, mich zu rühren. Jedes Geräusch könnte uns verraten. Es dauert lang, auffällig lang. Omar hat doch gesagt, dass sein Freund keine Probleme machen würde. Was ist da los? Stellt er doch Fragen?

Eine Tür fällt ins Schloss, Schritte kommen näher. „Öffnen Sie den Kofferraum“, höre ich jemanden sagen. Kurz darauf brüllt dieselbe Stimme: „Sofort Kofferraum öffnen!“

Es ist aus! Wir sind entdeckt!

„Gibt es hier ein Problem, Soldat?“, mischt sich jemand ein.

„Nein ... nein, natürlich nicht“, stammelt der andere. „Ich wollte nur den Kofferraum überprüfen.“

„Lassen Sie den Mann passieren!“

„Aber ...“

„Kein Aber! Wer hat hier das Kommando? Sie oder ich?“

Die Tür wird zugeschlagen, der Motor geht an, wir fahren weiter. Nach kurzer Zeit hält das Auto erneut. Omar öffnet den Kofferraum und hilft uns auszusteigen. „Das wäre beinahe schiefgegangen“, sagt er.

Omars blassem Gesicht ist deutlich anzusehen, dass ihm der Schreck noch in den Gliedern steckt. Sein

Freund hat sich verspätet und den Kollegen nicht zur vereinbarten Uhrzeit abgelöst, erklärt er uns. Ich mag gar nicht darüber nachdenken, was passiert wäre, wenn er auch nur eine Minute später gekommen wäre.

„Seht ihr den Turm da vorne?“, fragt Omar. Wir nicken. „Dort ist schon die Türkei. Von hier aus gehen wir zu Fuß weiter“, erklärt er. Wieder nicken wir.

„Ich bin so schrecklich müde“, jammert Sozan.

Darauf kann Omar keine Rücksicht nehmen. „Wir können nicht warten“, sagt er. „Es wird jeden Tag schwieriger, die Grenze zu überqueren. Heute wird hier nicht stark kontrolliert.“

Das ist unsere Chance, Syrien und den Krieg hinter uns zu lassen. Die Chance auf ein Leben in Sicherheit. Hand in Hand gehen Sozan und ich weiter. Wir stolpern über einen Acker. Immer wieder knicke ich um. Meiner Cousine geht es nicht besser.

Omar mahnt uns zur Eile. Ein paar Hundert Meter entfernt leuchten Scheinwerfer die Gegend ab. Wenn der Lichtkegel sich unserer kleinen Gruppe nähert, verschwinden wir rasch in den Sträuchern, die neben dem Acker wachsen. Stocksteif stehen wir dann da, sind mucksmäuschenstill.

„Sie schießen auf alles, was sich bewegt“, warnt uns Omar.

Jetzt ist die Grenze nicht mehr weit. Ich kann schon den Stacheldraht sehen. Wir verstecken uns im Gebüsch und beobachten, wie sich der Lichtkegel bewegt. Hin, her, hin, her, hin, her. Immer im selben Rhythmus.

„Auf mein Kommando laufen wir los“, flüstert Omar. „Egal was passiert, ihr rennt einfach weiter!“

21. Kapitel

Angespannt fixieren wir den Scheinwerfer, verfolgen seine Bahn. Der Lichtkegel fährt die Grenze ab.

„Los!“, ruft Omar.

Wir springen auf und hechten ihm hinterher.

„Lauft, lauft, lauft!“, feuert er uns an.

Sozan stolpert, landet auf der Erde. Wir helfen ihr hoch und rennen weiter. Omar hält den Stacheldrahtzaun hoch. Ich schlüpfe hindurch, dann Sozan, Omar folgt. Der Lichtkegel kommt gefährlich nahe.

„Schneller!“, schreie ich panisch.

Omars Hose bleibt hängen, hat sich in den Stacheln verhakt. Gleich ist das Licht da. Nur noch Sekunden. Omar zieht und zerrt. Bitte nicht!

„Lauft weiter!“, stößt er hervor. Der Lichtkegel erfasst ihn, Alarm wird ausgelöst. Mit einem heftigen Ruck reißt er sich los.

Hinter uns knallen Schüsse. Neben uns. Überall. Wir laufen, laufen wie von Sinnen. Immer weiter, immer geradeaus. Ich spüre keine Schmerzen mehr, keine Müdigkeit, keine Angst. Ich renne einfach.

„Mayssam! Sozan! Das reicht!“, ruft Omar endlich.

Erleichtert lassen wir uns zu Boden fallen, schnaufen, japsen, ringen nach Luft. Mit zitternden Händen fasse ich in die Erde und lasse sie durch meine Finger rieseln. „Wir haben es geschafft“, juble ich. Sozan lacht, kann gar nicht mehr aufhören.

Omar telefoniert mit einem Freund. Bald darauf kommt ein Taxi. „Bring die beiden ins Lager“, bittet er. Dann wendet er sich uns zu. „Habt ihr Geld?“, fragt er.

„Ein bisschen“, antworte ich.

Omar bezahlt den Fahrer und winkt ab, als wir ihm danken wollen. „Said's Freunde sind auch meine Freunde“, sagt er und verschwindet.

Auch wir machen uns auf den Weg. Das Lager befindet sich nur wenige Autominuten entfernt. Es ist eine Auffangstätte für Flüchtlinge. Eine freundliche ältere Frau kümmert sich um uns. Sie zeigt uns ein Zelt, in dem wir schlafen dürfen. Endlich schlafen!

Wir bekommen Kartons, auf die wir uns legen können. Glücklicherweise halte ich Sozans Hand. „Wir sind in Sicherheit, kleine Cousine“, sage ich. Sie schnarcht schon. Auch ich bin so erschöpft, dass ich schnell einschlafe.

Am nächsten Morgen streifen wir zuerst unsere Abayas und Niqabs ab und tauschen sie gegen unsere gewohnte

Kleidung. Sozans blutbeflecktes T-Shirt wandert in den Rucksack. Ich könnte tanzen vor Freude und bin unheimlich stolz auf sie.

Dann begeben wir uns auf Erkundungstour. Letzte Nacht ist uns gar nicht aufgefallen, wie viele Zelte hier aufgebaut sind. Ganz dicht stehen sie nebeneinander. Denen, die ein Zelt haben, geht es besonders gut. Andere haben nicht so viel Glück, sie hausen in zugigen Bretterverschlägen mit einer Plastikfolie als Dach. Um die tausend Menschen haben hier Unterschlupf gefunden, erzählt man uns. Es gibt acht Toiletten und genauso viele Waschgelegenheiten.

In den letzten Tagen hat es stark geregnet. Der Boden ist matschig. Auch unsere Kartons haben die Nässe aufgesogen, sind schon feucht und aufgeweicht. Einige wenige haben Matratzen zugeteilt bekommen. Andere liegen auf dem blanken Boden, haben nicht einmal ein Stück Karton zwischen sich und der nassen Erde. Kinder weinen, Menschen husten und schniefen. Viele sind krank, einige davon schwer. Medizinisch versorgt wird nur, wer im Voraus bezahlen kann.

Jeden Tag werden Lebensmittel ausgeteilt. Wir stehen oft stundenlang an. Nicht immer reicht es für alle.

Von einem öffentlichen Telefon aus rufe ich Mama an und sage ihr, dass wir in Sicherheit sind. Ich höre, wie erleichtert sie ist. Ihr und Lili geht es gut, aber ihr Bruder hat einen Einberufungsbefehl zur syrischen Armee bekommen. Er ist untergetaucht und versteckt sich bei meinen Großeltern. Gestern wurde er bei einem Angriff verwundet. Sie können ihn nicht ins Krankenhaus bringen. Assads Soldaten kontrollieren die Verletzten, würden

ihn verhaften und zum Kämpfen zwingen. Ich soll mir aber keine Sorgen machen. Papa und die Jungen haben sich bis Griechenland durchgeschlagen. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Dann bricht die Verbindung ab.

Die Temperaturen sinken, vor allem die Nächte werden kälter. Hilfsorganisationen verteilen warme Kleidung. Viele Menschen haben nur T-Shirts, kurze Hosen und Flip-Flops.

In unserem Zelt schlafen jetzt noch zwei weitere Mädchen. Sie kommen aus Afghanistan. Wir können uns nur auf Englisch unterhalten, und das nicht besonders gut. Auch mit anderen Flüchtlingen komme ich ins Gespräch. Auf der Flucht – das lerne ich schnell – sind alle Menschen gleich. Egal ob man Universitätsprofessor war oder Straßenkehrer, Bankdirektor oder Busfahrer, Managerin oder Putzfrau. Es macht keinen Unterschied. Man sitzt im selben Zelt, schläft auf derselben Erde, hofft auf dasselbe alte Stück Brot.

Es regnet oft, der Wind ist manchmal heftig. Einmal müssen wir das Zelt festhalten, so sehr stürmt es. Kleidungsstücke, Müll und Gegenstände wirbeln durch die Luft. Der Weg zu den Toiletten ist matschig. Wir rutschen mehr, als dass wir gehen, finden kaum Halt auf dem schlammigen Boden.

Wir frieren. Unsere Kleidung ist durchnässt. Wir haben keine Möglichkeit, sie zu trocknen. In einigen Zelten gibt es Heizstrahler. In unserem nicht. Alles was wir bekommen können, verwenden wir als Matratzen oder Decken.

Als es zu schneien beginnt, rücken wir im Zelt noch enger zusammen. Immer wieder müssen wir aufstehen

und das Dach von dem schweren, nassen Schnee befreien, damit es nicht einstürzt.

Die Warterei sind wir mittlerweile gewohnt. Sinnvoll nutzen können wir die Zeit kaum. Ich unterhalte mich mit Sozan und unseren ZeltNachbarn, halte unsere Unterkunft sauber und helfe, wo ich kann. Eine alte Frau ist zu schwach, um sich bei der Lebensmittelausgabe anzustellen. Ich bringe ihr Brot und Obst mit. Sie schenkt mir dafür ein Heft und einen Bleistift.

Ich zeichne oft stundenlang, meistens Adler. Ich liebe diese Tiere. Sie sind so stolz, so herrschaftlich. Wenn ein Adler seine majestätischen Schwinge spreizt und durch die Lüfte segelt, muss er sich unendlich frei fühlen.

Mehr können wir in diesem Lager nicht tun. Sitzen, warten, träumen – das ist alles. Ja, und oft, meist in der Nacht, zerbreche ich mir den Kopf, wie wir weiter nach Griechenland kommen sollen – ganz allein, praktisch ohne Geld.

Wir haben nichts mehr. Nur unsere Hoffnung. Sie ist alles, was bleibt.

22. Kapitel

Sozan und ich dürfen bei der Essensausgabe helfen. Dort lernen wir Negirvan kennen, einen jungen Kurden, der wie wir aus Syrien ist. Schnell freunden wir uns an. Er ist neunzehn Jahre alt und ganz allein auf der Flucht. Seine Eltern sind tot, drei seiner Brüder müssen kämpfen. Nur einer konnte sich rechtzeitig retten und nach Schweden flüchten.

„Ich gehe nach Istanbul“, sagt Negirvan eines Tages, als wir die Lebensmittel sortieren. „Von dort aus ist es leichter, nach Schweden zu kommen. Wollt ihr mit?“ Er hat sich bereits ein Ticket gekauft, der Bus geht in einer Stunde.

Ich weiß nicht so recht. Wir haben kaum Geld. Wie geht es weiter, wenn wir in Istanbul sind? Mit Sozan kann ich das nicht besprechen. Sie ist viel zu jung und hat Angst. *Ich* muss diese Entscheidung treffen.

Ich denke kurz nach und beschließe, dass Istanbul unsere beste Option ist. Dann sage ich zu Sozan: „Pack deine Sachen zusammen.“ Sie vertraut mir.

Wenig später sind wir startbereit. Negirvan führt uns zu der Bushaltestelle. Ich gebe ihm unsere letzten Scheine. Er löst zwei Fahrkarten für uns und drückt mir das Wechselgeld in die Hand. Viel ist es nicht.

Wir steigen in den Bus Richtung Istanbul. Ich mache mir Sorgen, dass man uns aufgreift und verhaftet. Wir haben keine Dokumente und dürften gar nicht in der Türkei sein. Bestimmt würde man uns sofort zurück nach Syrien bringen.

Negirvan beruhigt mich. „Es gibt keine Kontrollen“, sagt er. „Die Polizei schaut weg. Je schneller wir ihr Land verlassen, umso lieber ist es ihnen.“

Ich bewundere ihn. Er ist so schlau und lässt sich durch nichts aus der Ruhe bringen. Ich bin froh, dass wir uns ihm angeschlossen haben.

Negirvan hat Verwandte in Istanbul. Sie küssen und umarmen ihn zur Begrüßung, wollen ihn gar nicht mehr loslassen. Uns stellt er als Freundinnen vor. Das reicht, um von der Familie herzlich aufgenommen zu werden. Die Frau, ich glaube, es ist Negirvans Tante, heißt Jasmine. Sie kocht für uns. Hungrig stürzen wir uns auf das erste warme Essen seit Monaten. Wie unglaublich gut das tut! Ich weine, als der Löffel mit heißer Suppe in meinen Mund wandert.

Erschrocken schaut mich Jasmine an. „Ist es nicht gut?“, fragt sie besorgt.

„Nein, nein!“, beeile ich mich zu sagen. „Es ist nur so schön, hier zu sein!“

Wir genießen jeden Löffel. Zufrieden lehne ich mich zurück und streiche mir über den Bauch. Ich habe ganz vergessen, wie sich ein voller Magen anfühlt.

Nach dem Essen dürfen wir duschen. In einer richtigen, sauberen Dusche. Mit warmem Wasser. Und Seife!

Die Tante hat uns eine Schlafstätte auf dem Sofa gerichtet. Sie entschuldigt sich, dass es nicht mehr Platz für uns gibt. Wir sind unheimlich dankbar. Sozan und ich legen uns nebeneinander auf die bequeme Couch, kuscheln uns in die weichen Decken und Kissen.

„Ich bin so glücklich“, sagt Sozan. Zum ersten Mal lässt sie das T-Shirt mit dem Blut ihres Vaters auch

nachts im Rucksack. Dafür greife ich nach langer Zeit wieder nach meinem Teddy. Er hat es auch verdient, in einem gemütlichen Bett zu schlafen.

Ich lege meinen Kopf an seinen Bauch. Aber was ist das? Es knistert. Da ist ein Loch. Ich untersuche die Stelle. Vielleicht kann man sie stopfen. Mit den Fingern fühle ich behutsam ins Innere. Ich spüre etwas. Papier? Ein Brief von Papa? Vorsichtig ziehe ich das Bündel heraus. Es ist Geld. Geld, Geld, Geld! Träume ich etwa? Ich jauchze vor Freude.

Sozan, die schon fast geschlafen hat, schreckt hoch. „Was ist passiert?“, fragt sie ängstlich.

Ich zeige ihr die Scheine. Sie strahlt.

Negirvans Tante besteht darauf, dass wir ein paar Tage bei ihr und ihrem Mann Murat bleiben. Wir müssen zu Kräften kommen, erklärt sie uns. Nur zu gerne nehmen wir die Einladung an, lassen uns verwöhnen und bemuttern, genießen das gute Essen und ihre Aufmerksamkeit. Vor lauter Glück vergessen wir fast die Schrecken, die wir erlebt haben.

Ich darf den Akku meines Handys aufladen. Ich habe einige verpasste Anrufe von Mama und Papa. Der letzte kam vor zwei Tagen. Mehrmals versuche ich, meine Eltern zu erreichen. Wenn ich Mamas Nummer wähle, ertönt nicht einmal das Freizeichen. Das Telefon meines Vaters ist ausgeschaltet. Ich habe die wildesten Theorien, warum das so ist. Ich verbiete mir diese Gedanken. Bestimmt sind sie genau wie wir in Sicherheit. Vielleicht ist der Akku leer oder es kann einfach keine Verbindung aufgebaut werden. Es gibt Hunderte von Möglichkeiten.

23. Kapitel

Jasmines Mann lässt uns in seinem Lebensmittelladen arbeiten. Wir räumen auf, befüllen Regale, putzen die riesigen Schaufenster. Er gibt uns Geld dafür. Wir wollen es nicht annehmen. Die beiden tun doch schon genug für uns. Mit unserer Arbeit wollen wir ein bisschen zurückgeben. Aber die Tante besteht darauf. „Ihr werdet es noch brauchen“, sagt sie.

Negirvan hält sich tagsüber meist am Hafen auf. Hier werden die großen Lastwagen be- und entladen. Er ist auf der Suche nach einer Mitfahrgelegenheit. Am liebsten bis Schweden, wenigstens aber über die Grenze nach Griechenland.

Ein Fahrer bietet ihm einen Platz unter seinem Lkw an. Zum Sonderpreis. Negirvan willigt ein. Wir begleiten ihn zum Hafen, um uns zu verabschieden.

Der Fahrer zeigt Negirvan eine Metallstange zwischen der Bodenplatte und der Straße. Sie ist fünfzehn, höchstens zwanzig Zentimeter breit. Darauf soll er sich legen und sich an einem Griff in Brusthöhe festhalten. Der Fahrer macht es ihm vor. Gerade soll er liegen, die Beine auf keinen Fall abbiegen und die Füße möglichst flach halten.

Misstrauisch begutachte ich die Konstruktion. Negirvan ist sehr groß. Die Reifen drehen sich gefährlich nahe an seinem Kopf. Mir ist klar, dass jede falsche Bewegung tödlich sein kann.

Über vierzig Stunden werden sie unterwegs sein. Eine Pause ist eingeplant, möglicherweise auch zwei. Je nachdem, wie gut sie vorankommen. Der Fahrer muss seinen Liefertermin einhalten. Ich habe kein gutes Gefühl dabei.

Während Negirvan auf dem Weg nach Schweden ist, stellt sein Onkel uns Khalil vor, einen Schlepper. Er bringt Flüchtlinge über das Meer nach Griechenland. Jetzt soll er auch uns helfen.

„Khalil ist ein guter Mann“, versichert uns Negirvans Onkel. Er ist mit seiner Familie aus Syrien geflüchtet, hat den Krieg und das Leid selbst erlebt. Auf der Flucht sind seine beiden kleinen Enkelsöhne gestorben. Wie das passiert ist, weiß Murat nicht. Khalil spricht nicht darüber. Aber seitdem hilft er Flüchtlingen, sicher nach Europa zu kommen.

Wir lernen ihn beim Abendessen kennen. Er ist ein netter, höflicher Mann, ungefähr so alt wie mein Großvater. Und er fragt nicht gleich nach Geld. Khalil scheint sich wirklich für uns zu interessieren.

Wir erzählen ihm die Geschichte unserer Flucht. Er hört zu, schweigt, schaut betroffen zu Boden, stellt erst am Ende Fragen. Dann erklärt er uns genau, wie er uns nach Griechenland bringen will. Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, nicht ins Ungewisse zu reisen.

Am nächsten Morgen holt Khalil uns ab. Der Abschied von Jasmine fällt uns schwer. Wir mussten in den letzten Monaten so stark, so erwachsen sein. Es hat gutgetan, wieder Kind sein zu können und umsorgt zu werden.

„Meldet euch“, sagt sie und wischt sich die Tränen aus dem Gesicht. „Und passt auf euch auf!“

Mit anderen Flüchtlingen, hauptsächlich Familien mit kleinen Kindern, nehmen wir in Khalils Kleintransporter